

Von Jean Bagnol sind bereits folgende Titel erschienen:

Commissaire Mazan und die Erben des Marquis

Commissaire Mazan und die Spur des Korsen

Über den Autor:

Jean Bagnol ist das Pseudonym des Schriftsteller-Ehepaares Nina George und Jens »Jo« Kramer. Die SPIEGEL-Bestsellerautorin George und der Journalist, Pilot und Schriftsteller Kramer sind seit 2006 verheiratet, leben in Hamburg, schreiben unter sieben Namen und Pseudonymen und veröffentlichten bisher insgesamt 29 Solowerke (Romane, Sachbücher, Thriller, historische Romane).

George und Kramer wurden bisher dreimal – einzeln – für den DeLiA, den Preis für den besten deutschsprachigen Liebesroman, nominiert; 2011 gewann George ihn mit dem Knaur-Roman *Die Mondspielerin*.

Commissaire Mazan und die Erben des Marquis ist der erste gemeinsame Jean-Bagnol-Provencethriller des Schriftsteller-Ehepaares. Sie wären beide gerne als Katzen auf die Welt gekommen, müssen sich aber damit begnügen, die Samtpfoten zu erforschen und erstmals über sie zu schreiben. Als Provence-Liebhaber und Spannungsautoren kam ihnen die erste Idee zu *Commissaire Mazan und die Erben des Marquis*, als sie im Château de Mazan im Vaucluse ihren zukünftigen Helden auf leisen Pfoten (und mit unwiderstehlicher Eleganz) eine Thunfischpastete stehen sahen.

Mehr über Jean Bagnol: <http://www.jeanbagnol.com>

Mehr über Jens »Jo« Kramer: <http://www.jensjohanneskramer.de>

Mehr über Nina George: <http://www.ninageorge.de>

JEAN BAGNOL

Commissaire Mazan
und der
blinde Engel

Kriminalroman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche
nach ähnlichen Büchern sind, schreiben Sie unter Angabe des Titels
»Commissaire Mazan und der blinde Engel«
an: frauen@droemer-knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2017
Knaur Taschenbuch
© 2015 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Gisela Klemt, lüra: Klemt & Mues GbR
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München / shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52054-3

2 4 5 3 1

Denn die Kunst ist die Tochter der Freiheit.

Friedrich von Schiller
*Briefe über die ästhetische Erziehung
des Menschen, 1795, 2. Brief*

Prolog

Die Kunst liebt die Grausamkeit mehr als alles andere. Diese Wahrheit hatte sich für Céline Durand am heutigen Abend mal wieder bestätigt. Während die elegante Mittfünfzigerin durch die hell erleuchteten und nun menschenleeren Ausstellungsräume ihrer Galerie an der Pariser Rue de Beaubourg ging, um die Eingangstür abzuschließen, und dabei ihren Blick über die ausgestellten Bilder wandern ließ, dachte sie daran, dass offenbar auch die Kunstliebhaber das Brutale und das Sadistische, Schmerzen, Hass und Qual bevorzugten. Jedenfalls waren schon bei der Pre-Vernissage von Etienne Idkas neuem Zyklus, die Céline Durand vor einigen Tagen für potente Kunden durchgeführt hatte, die Kaufanmeldungen für jene Werke am schnellsten gefallen, die das bösartigste Verstörungspotenzial besaßen. Auch heute, während der offiziellen Vernissage, hatte Céline weitere Interessenten registriert, die ihr Visitenkarten überreicht hatten und dafür den Katalog mit allen zwölf Bildern des neuen Idka-Zyklus »Tod und Erlösung« erhielten.

Céline würde jedes der Bilder in eine diskrete Auktion unter den Bietern geben. Und von den Provisionen würde sie das Appartement in Montmartre auf einen Schlag bezahlen können. Sie liebte das Marmorbath darin und noch mehr die Vorstellung, auf dem Waschtisch mit einem ihrer jungen Liebhaber zu vögeln, glitschig von Chanel-No.-5-Seife.

»*Merci*, Etienne, du böses Biest«, murmelte sie. Sanft korrigierte sie den Beleuchtungseinfall auf Bild Nummer neun. Dabei flackerte das Licht im ganzen Raum. Durand ignorierte es. In dem alten Gebäude versagte der Strom immer mal wieder. Kein Grund, sich Sorgen zu machen.

Nummer neun, inoffiziell »Der weinende Poet« genannt, offenbarte wie alle anderen Idka-Bilder sein wahres Motiv erst, je länger man hinsah. Dann formte sich aus den sich überlappenden, geometrischen Formen ein versteckter Alptraum. Ein gequältes Gesicht, die Augen durchstoßen mit ...

Céline Durand trat einen Schritt zurück. Waren das Bleistifte? Oder Schraubenzieher? Darunter zwei Hände auf einer Tastatur, verkrallt, blutend.

Ihr Atem ging heftiger, je tiefer sie in der Betrachtung der gequälten Gestalt des Poeten versank. Immer dunklere Schichten ihrer Erinnerung drängten hervor. Und genau das war es. Das machte Idka zu einem Jahrhundertmaler. Weil seine Bilder uns etwas antun, dachte Céline, weil sie uns weh tun, weil sie uns mit uns selbst verletzen.

Wieder flackerte das Licht.

»Ah, *putain*«, murmelte Céline. Wenigstens war das nicht vorhin während der Vernissage passiert. Natürlich waren sie alle gekommen, ganz Paris beziehungsweise der Teil von Paris, der von Bedeutung war. Nicht mehr ganz so junge Künstler und ihre ältlichen Mäzeninnen, René Joseph, der exzentrische Erzrivale von Idka – ach, eigentlich von jedem, dachte sie –, wie immer flankiert von zwei namenlosen jungen Knaben, die René »Knappen« nannte. Eine Handvoll bekannter Schauspieler, das war gut für die Presseberichte. Kunststudentinnen, die sich mehr für die Technik der kaum sechzig mal sechzig Zentimeter großen

Gemälde als für die würfelgroßen *amuse-bouche* an der Champagnerbar interessierten. Antoine Valéry, der Kunstkritiker, mit seinem grässlichen deutschen Dackel, Pascha. Antoine schätzte Etienne Idka, zum Glück für Céline und alle Investoren, aber er liebte ihn nicht.

Charles war natürlich auch da gewesen, Etiennes Bruder und Manager. Er und Antoine Valéry waren sich sorgfältig aus dem Weg gegangen. Wenn der eine einen Saal betrat, verließ der andere ihn durch eine der vier offenen Türen.

Und natürlich war die von sich selbst angewiderte Bürgerschicht da gewesen, die Innenarchitekten, Hautärzte, Élysée-Mitarbeiter, die Salondamen und Cocktaildiplomaten, für die das Abklappern der Galerien, das »Sich sehen Lassen« beim *rentrée*, der Rückkehr in die Hauptstadt nach den großen Ferien, obligatorisch war.

Mit einem Mal erlosch das Licht. Lautlos und sanft, als ob sich ein Schleier über die Helligkeit legte.

Die Galerie versank in tiefer, satter Schwärze.

Céline runzelte genervt die Stirn. Einmal war ihr das bei einer Vernissage passiert. Das Publikum hielt es für eine Performance und war begeistert.

Entschlossen machte sie sich durch die dunklen Räume auf den Weg zum Sicherungskasten. Sie kannte jeden Meter, jede Diele, seit bald fünfundzwanzig Jahren, sie würde sich blind zurechtfinden! Sie konnte sogar hören, wo sie langging. Ob das wohl die Art und Weise war, wie der blinde Maler Etienne Idka die Welt wahrnahm?

Mit einem kleinen, vertrauten Schauer dachte sie an seine toten Augen. Das war es, was ihn und seine Bilder so genial machte.

Mit einem Mal vernahm Céline ein kratzendes Geräusch aus der Richtung des Eingangs. Die Tür! Sie kratzte ganz

leicht über den Boden, wenn sie geöffnet wurde. Céline kannte auch jedes Geräusch in ihrer Galerie.

»Wir haben geschlossen!«, rief sie.

Niemand antwortete.

Wieder das Kratzen, dann das leise Klicken, mit dem die Tür wieder ins Schloss fiel. Jemand, der etwas vergessen hatte. Oder einer ihrer beiden Assistenten?

»Hallo?«, rief Céline.

Nichts.

Sie lauschte aufmerksam. Waren das etwa Schritte, sehr leicht und rasch? Sie wusste, wie schnell sich in der Dunkelheit selbst harmlose Geräusche in etwas Bedrohliches verwandeln konnten. Wie leicht die Sinne sich täuschen ließen. Zudem hatte sie mehr als nur ein Glas Champagner getrunken. Sie versuchte, ihr Unbehagen zurückzudrängen. Bestimmt war die Tür nur durch einen Luftzug bewegt worden. Alles ganz harmlos, alles ...

Ein Rascheln!

Das sich ihr zu nähern schien. Wie eine Schlange, die durch trockenes Laub gleitet. Céline spürte, wie ihr Angst durch das Rückgrat raste, sich alle Härchen aufstellten, wie sie laufen wollte, schnell, weg von dem widerlichen, gleitenden, raschelnden Geräusch, das so rasch näher kam.

Ihre hektischen Schritte in den Chanel-Highheels hallten auf den polierten Mahagoniplanken. Sie spürte die leichte Erhebung der Rampe, die in den zweiten Raum der Galerie führte. Da war der Handlauf. Durch den Raum, durch den nächsten, hinter der Wand befand sich der Sicherungskasten. Und der Baseballschläger.

Bevor sie um die Ecke bog, hielt sie inne. Nichts. Kein Rascheln, gar nichts.

Sie lachte erleichtert. Alles war gut. Sie war etwas überspannt, ein wenig angetrunken.

Da ging das Licht von allein wieder an. Warme, freundliche Helle flutete die Räume und vertrieb alle Schatten und Gespenster.

Céline blinzelte. Das war ihre Galerie. Alles war an seinem Platz. Ihr Herzschlag beruhigte sich.

In diesem oberen Raum hingen fünf Idka-Bilder. An einem davon blieb ihr Blick hängen, und jetzt, mit den noch empfindlichen Augen, fiel ihr zum ersten Mal etwas an dem Bild auf, das sie die ganze Zeit nicht bemerkt hatte, obgleich sie das Gemälde sicher schon hundert Mal gesehen hatte. Merkwürdig ...

Sie trat näher heran. Auch in diesem Bild war ein Grauen verborgen, aber längst nicht so deutlich wie bei dem Poeten. Es offenbarte nach langer Betrachtung eine liegende Frau, mit dem Rücken am Boden und den beiden Beinen seitlich angewinkelt. Schon die unbequeme Haltung suggerierte, dass es sich um eine Verletzte oder Tote handelte. Das eigentlich Bedrohliche aber waren die abstrakten Formen, die mit scharfen Kanten und Spitzen auf den wehrlosen Körper regelrecht niederzufahren schienen. Eine Rubinkette lag in grellem Rot um den Hals der Frau.

In Célines Augen war die Vier eines der schwächsten Bilder des diesjährigen Zyklus. Jetzt aber, mit ihren lichtempfindlichen Augen oder vielleicht, weil sie das Bild zum ersten Mal aus einem schrägen Winkel wahrgenommen hatte, beschlich sie das Gefühl, dass der Körper der Frau, ihr Gesicht ...

Céline schrak zurück.

Das Gesicht!

Es war ihr eigenes.

Da! Wieder ein Geräusch. Diesmal war es sehr, sehr nahe. Sie erkannte es, während sie gleichzeitig die Kälte des Messers spürte, das in das weiche Fleisch unter ihrem Kinn eindrang.

Es war das Rascheln eines Plastikoveralls. Während das Messer ihre Kehle teilte und ihr Atem zischend aus der zerstörten Luftröhre wich, griff Céline nach dem Arm, der sie von hinten festhielt. Das Plastik zerreißen!, dachte sie. Damit sie Spuren hinterließ ...

Im Fallen, als sie das Blut aus ihrem Hals so merkwürdig warm und nass und leicht aus sich hinausfließen spürte und sich die Bilder mit Rot mischten – all die Bäder, die Liebhaber, die Bilder, der Schmerz, das Meer, oh, das Meer, so blau, kobaltblau –, da beugte sich das so vertraute Gesicht über sie.

Es war logisch, und doch ...

Der Tod war anders, als sie erwartet hatte.

Die Welt verlosch und existierte nicht mehr.

In Mazan schauten sich die Menschen öfter in die Augen als in Marseille. Das fiel Zadira Matéo mal wieder auf, als sie unter den Platanen über den Place du 8 Mai, am Lou Carri Café vorbei und dann in Richtung der in voller, saftiger Rebe stehenden Weinberge lief. An diesem Septembormorgen zwang sie sich zur längeren West-Ost-Tour, mit Blick auf den Mont Ventoux. Der majestätische Berg, an dem sich der Mistral oft so hungrig rieb und Radfahrer ihre Leidenschaft bewiesen, erhob sich mit seiner kalkweißen, blank gepusteten Spitze zu einer spätsommerlichen Postkartenidylle über Mazans weiten Weinbergen. In der mildwarmen Luft lagen ein Hauch von Lavendel und Thymian und das Aroma süßer Melonen.

Mazan. Hier war einiges anders. Nicht nur die Blicke. Oder die Luft. Sondern auch die Nachbarn.

Vor allem einer. Ihrer.

Dr. Jules Parceval. Der neue Tierarzt. Attraktiv. Leider aus Paris, aber niemand war perfekt. Er war ein Mann, in dessen Gegenwart Zadira sich nackt fühlte.

Sie beschleunigte ihre Schritte und bog in den Feldweg ein, der quer über die Bioweinberge von Canteperdrix führte.

Seit sie im Juli so verrückt gewesen war, in diesem nordprovenzalischen Kaff zu bleiben, obgleich ihre Strafversetzung nach Mazan aufgehoben war, hatte Jules Parceval Zadira diverse Türchen zu seinem Herzen geöffnet. Ein-

ladungen ins Kino nach Avignon. Zum Picknick in den Bergen hinter Mormoiron. Zum Essen im Edelrestaurant des Château de Mazan. Mal abgesehen davon, dass Zadira für den feinen Laden gar nichts anzuziehen gehabt hätte, hatte sie so oder so immer abgelehnt. Wegen der Arbeit.

Man mochte gar nicht glauben, was für verbrannte Zeit und Formularkolonnen solch ein Delikt am Menschen nach sich zog. Und natürlich musste dies alles im Kommissariat von Carpentras erledigt werden und nicht etwa in der neuen Wache von Mazan, die sie sich mit Sergeant Lucien Brell teilte. Zadira zog es vor, ihre Akten an einem kleinen Eckschreibtisch in einem Raum ohne Fenster mit Blick auf eine uringelbe Wand zu sortieren, nur um zu verhindern, dass sie einem gewissen Tierarzt in Mazan über den Weg lief.

Nach der Arbeit hatte sie in irgendeiner Bar Tabac in den von französischen Touristen überlaufenen Altstadtgassen von Carpentras gesessen, statt nach Hause in Mazans goldene Beschaulichkeit zu fahren.

Irgendwann im August waren Jules Einladungen seltener geworden, und Zadira wusste, dass er bald keine Lust mehr aufbrächte, ihr irgendein Türchen offen zu halten. Wenn sie sich nicht auf ihn zubewegte, und zwar sehr bald, würde er sogar die Katzenklappe schließen, die er für Commissaire Mazan in seine Wohnungstür eingebaut hatte.

Zadira lief an einem opulenten Meer reifer Trauben vorbei. Würde sie irgendwann einen Rosé mit Jules trinken können, ohne sich gleich wie im Knast zu fühlen?

Sie war feige, ja! Aber das hatte Gründe. Viele. Manche trugen einen Namen. Andere eine Erinnerung.

Und sie war wütend, dass sie als Berufsbulle offenbar nur wusste, wie man schwere, bittere, brutale Dinge so anfasste, dass man nicht dabei draufging. Aber Zadira Matéo,

Drogenfahnderin, Überlebende mehrerer Marseiller Bandenkriege, hatte keine Ahnung, wie sie die zarten, hellen Dinge festhalten sollte.

Sie wandte sich um, als sie auf einmal ein heiseres, tiefes, bollerndes Dröhnen vernahm. Ein offener roter Wagen raste über den Feldweg auf sie zu, eine Wolke aus Ocker, Kalk und Sand um sich herum aufwirbelnd. Die Scheinwerfer blendeten mehrfach auf. Zadira trat in die Mitte des Feldwegs und verschränkte die Arme. Das rote Cabrio hielt Kurs, beschleunigte sogar noch.

Zadira setzte ihr finsterstes Polizeigesicht auf und bewegte sich keinen Millimeter zur Seite. Da griffen die Bremsen, das Auto kam Steinchen spritzend eine Handbreit vor ihrer Kniescheibe zum Stehen.

»*Bonjour* Sadies! So ein Zufall! Was rennst du hier denn rum? Soll ich dich mitnehmen?«, rief ihr eine Frau in kurzem weißem Kleid und mit einer Zigarette in der Hand von der Steuerseite aus zu.

»Blandine, ich trainiere. Laufen, du weißt? Man schwitzt dabei.«

»*Ma chère*«, schnurrte die blondierte Polizeireporterin der neu gegründeten Regionalzeitung *Vaucluse matin*, »es gibt Bewegungsarten, bei denen Frauen weit attraktiver aussehen, wenn sie schwitzen.«

Blandine Hoffmann ließ den Alfa Romeo Giulietta Spider anrollen, als Zadira wieder losjoggte.

»Rate, wer morgen nach Paris fliegt.«

»Ist das nicht einer von Jeffreys Oldtimern?«

»Lenk nicht ab!« Blandine seufzte. »Ich vergesse jedes Mal, dass Briten so wenig mit dem Wesen einer klassischen Affäre vertraut sind. Jedenfalls: *Ich* fliege nach Paris. Mit diesem milchfrischen Fotografen Bizet.«

Zadira verbarg ihr Grinsen und schwieg.

Nach fünfzig Metern fuhr die Journalistin fort: »Du willst sicher sagen: ›Oh, Blandine, wie aufregend!‹«

»Sag doch einfach, was du willst.«

»Lieutenant Matéo, Sie sind so schrecklich misstrauisch.« Blandine wurde ernst. »Steig endlich ein! Ich erzähl's dir beim Frühstück.«

Wenig später parkte Blandine die rote Giulietta unter den Platanen des Lou Carri Café. Zadira bestellte ein kleines Frühstück mit duftend warmem Baguette, selbstgemachter Aprikosenkonfitüre mit Lavendel, gesalzener Butter, frischem Orangensaft und würzigem Kaffee. Blandine blieb bei einem Kaffee mit einem Kännchen heißer Milch dazu und einem Aschenbecher.

»Hast du schon mal von der ›Demoiselle Jesus‹ gehört?«, begann Blandine.

»Natürlich.« Zadira interessierte sich zwar nicht besonders für die allzu lebensfernen Künste wie Theater, bildende Kunst oder Oper – aber die »Jungfrau Jesus« war sogar ihr ein Begriff. »Von Idka.«

»Aus dem Zyklus ›Glaube und Erkenntnis‹, 2002«, bestätigte Blandine Hoffmann. »Da war Etienne Idka achtundvierzig Jahre alt und seit etwas mehr als einem Jahr blind. Es war das erste Bild nach dem Salpetersäure-Unfall. Sein Fräulein Jesus ist vor drei Jahren für zwei Komma vier Million Dollar bei Sotheby's an einen unbekannten Bieter gegangen.«

Blandine stippte ihre Zigarette im Aschenbecher aus und zündete sich gleich eine neue an. Zadira unterdrückte ihren Hunger nach der scharfen Süße des Rauchs. Und auch den Impuls, Blandine zu unterbrechen. Sie kannte die Reporte-

rin seit den mörderischen Ereignissen des Sommers gut genug, um abzuwarten, worauf sie hinauswollte.

»Heute ist Etienne Idka unendlich reich, unverheiratet, hat keine Kinder und stellt jedes Jahr zwölf Bilder aus«, fuhr Blandine schließlich fort. »Er malt sie immer in einer anderen Stadt – jedes Jahr ein neuer Ort und ein neuer Zyklus mit exakt einem Dutzend Gemälden. Niemand weiß, wo er ist, außer seinem Manager, Charles Idka. Er ist sein Bruder – und ein ausgesprochener Widerling, diplomatisch gesagt.« Blandine schwieg.

»Und?«, fragte die Polizistin geduldig.

Die Reporterin ließ ihre Lider mädchenhaft flattern.

»Und der blinde Jahrhundertmaler Etienne Idka lebt seit kurzem in Mazan. Er wohnt im Mozon-Haus, du weißt schon, das mit der hohen Mauer und der schweren Doppeltür.«

Blandine lächelte breit.

»Möchte ich wissen, woher du das weißt, Blandine?«

»Ach, du kennst ihn nicht näher, er arbeitet im Rathaus, ist unglücklich verheiratet, und unsere gemeinsame Zeit war noch im letzten Jahrtausend.« Sie errötete leicht. »Jedenfalls: Ich bin mal bei den neuen Mazanaisen vorbeigeschneit.«

Zadira lachte auf. »Und, hast du dein Interview?«

»Das ist ja das Problem: nein. Idka hat nicht nur einen Kotzbrocken als Bruder, sondern auch eine Haushälterin beziehungsweise einen Tordrachen. Sie hat mich durch die geschlossene Tür hindurch abtropfen lassen. Das ist schon eine Kunst, finde ich. Zum Glück nicht sehr verbreitet, sonst müsste ich meinen Beruf wechseln.«

»Polizeilich angeordnete Interviews sind leider auch nicht verbreitet.« Zadira stippte ihr Baguette in den Kaffee.

»Und was willst du in Paris mit Chopin?«

»Bizet. Wir gehen zu einer Beerdigung. Etienne Idkas Galeristin Céline Durand ist am fünften September überraschend verstorben, am Abend nach der Ausstellungseröffnung seines neuen Zyklus ›Tod und Erlösung‹. Übermorgen Vormittag ist die Beisetzung. Und ich kann mir kaum vorstellen, dass Idka der Frau, die ihn entdeckt hat, nicht die letzte Ehre erweist.« Sie spielte mit dem Kaffeelöffel. »Aber das ist noch nicht alles.«

Jegliche Koketterie war nun von Blandine abgefallen.

»Céline Durands Tod muss wahrlich überraschend eingetreten sein. Nämlich in der Galerie, nach der Vernissage. Sie wurde ermordet. Genaues wusste ihr zweiter Assistent nicht, zumindest behauptet er das, als ich ihn in der Galerie anrief. Ich habe das Gefühl, deine Pariser Kollegen haben ihm geraten, sich ein schlechtes Gedächtnis zuzulegen.«

»Das ist normal bei ungeklärten Delikten am Menschen, bei denen die Details so einzigartig sind, dass nur der Täter sie wissen kann. Wusste Durands Assistent, dass er einer Journalistin den Mord verraten hat?«

Blandine spielte jetzt ungeduldig mit ihrem Feuerzeug.

»Natürlich nicht. Ich habe mich als Investorin ausgegeben, die für eine große deutsche Bank unbedingt ein paar Millionen für Kunst ausgeben muss.«

»Wieso interessiert dich das so?«

»Wie könnte es mich nicht interessieren, wenn es sich um die Galeristin von Frankreichs blindem Jahrhundertmaler handelt, der seit neuestem in Mazan wohnt? Und die Pariser Polizei ist zugeknöpfter als ein Nonnenhemd.«

»Ich ahne etwas Ungutes.«

»Findest du für mich raus, wer da ermittelt? Bitte! Der Name reicht schon. Und die Mobilnummer.«

»Nein.«

»Ich fliege morgen früh. Ich will den zuständigen Commissaire –«

»Nein.«

»Wie stehe ich denn ohne O-Ton da? Und es müsste dich doch von Amts wegen auch interessieren, wenn ein Bürger Mazans mit Mord zu tun hat!«

»Nein.«

»Ach, verflucht, Zadira.«

Schweigend warf Blandine Geld in die grüne Plastikschale, die ihnen Jean-Luc zusammen mit der Rechnung und den Kaffees auf den Tisch gestellt hatte. Zadira gab Blandine sanft den Zehn-Euro-Schein zurück, den die Reporterin für ihren *grande crème* und Zadiras *petit-déjeuner* hingelegt hatte.

Als Blandine aufstand und ihr kurzes Kleid nach unten zog, sagte sie: »Ich mag dich, weil du unbestechlich bist. Du lässt dich von niemandem erpressen, weder mit Geld noch mit Gefühlen. Abgesehen davon hasse ich dich. Ich ruf dich aus Paris an. Wünsch mir Glück!«

Sie beugte sich vor, um Zadira die drei *bisous*, die freundschaftlichen Wangenküsse, zu geben. Beim letzten flüsterte sie ihr ins Ohr: »Jules hängt mir ein bisschen zu oft bei Jeffrey rum. Ich würd gern mal einen Abend mit meinem Liebhaber verbringen, ohne auch noch einen sexuell unausgeglichenen Tierarzt und seinen sabbernden Riesenhund Atos dabeizuhaben.«

Autsch, dachte Zadira.

Als Zadira ihre Wohnungstür aufschloss, fiel ihr Blick auf den Spiegel, der gegen die Wand im Flur gelehnt war. Daran hing das rote Kleid. Sie hatte es in Avignon gekauft, ungefähr zwischen Jules' Einladung Nummer fünf und ihrer

Ablehnung Nummer elf. Es war das erste Kleid in der gesamten Biographie ihrer Kleidung. Es passte zu ihren grünen Augen, ihrem dunklen, halbalgerischen Teint und zu ihrem langen schwarzen Haar, das sie im Dienst nie offen trug, sondern unter einem Baseballcap verbarg.

Das Kleid war auch ein Symbol, das wusste sie, aber für das Gefühl, das es symbolisierte, dafür hatte sie keinen Namen.

Ihr Kater, Commissaire Mazan, lag auf der Fensterbank und schaute nach draußen. Als Zadira ihm die Hand hielt, schnupperte er kurz daran, wandte sich dann aber wieder ab. Das wunderte sie nicht, Mazan war nun mal kein Schmusekater.

Ohne ihn weiter zu stören, stellte sie sich vor das Fenster. Ihr Blick wanderte in die Ferne, über die verwinkelten Dächer der Altstadt.

»Ich könnte es anziehen, wenn wir im Château de Mazan essen gingen«, überlegte sie laut. »Nicht wahr, Commissaire? Oder in dieses neue Siebenundzwanzig-Sterne-Ding in Bédoin, das L'Obsidion?«

Sie musste Jules endlich gestehen, dass sie sich fürchtete vor den zerbrechlichen Dingen, es aber versuchen wollte, sie halten zu lernen. Genau. Oder ... nein! Sie konnte auch ohne viel Tiefenpsychologie rübergehen und fragen: »Gehen wir essen? Wie wär's mit Freitag? Gegen sieben, im Château?« Ja. Es war nichts dabei, gar nichts. Los jetzt, Zadira Matéo! Beweg dich!

»Ich mach das jetzt«, sagte sie zu dem schwarzen Kater, der darauf mit einem seiner unergründlichen Blicke reagierte.

Dann ging sie entschlossen zur Wohnungstür nebenan, hob die Hand, atmete ein und klopfte schnell an.

Um diese Uhrzeit machte Jules sich fertig, bevor er in seine Praxis ging. Sie hätte noch duschen können, ihn dann aber nicht mehr erwischt – und was sollte es, er kannte sie nackt, er kannte sie halbtot, da dürfte ihn ein bisschen Sportlerschweiß nicht weiter irritieren.

Sie hörte Schritte, dann ging die Tür auf, zeitglich mit den Worten: »Ich dachte, du hast einen Schlüssel, *chéri*?«

Vor Zadira stand ein erotischer Alptraum.

Naturblond, Perlenohrringe, nackt von den Füßen aufwärts bis ... bis zum Saum von Jules' gestreiftem Lieblingshemd. Darunter frisch geduscht.

Wahnsinnig schön.

Wahnsinnig pariserisch.

Und wahnsinnig zufrieden, als sie sagte: »Oh, hallo. Ich bin Fabienne. Und wer sind Sie?«

Commissaire Mazan hatte schlechte Laune. Dabei gab es dafür keinen Grund. Er lag auf seinem Lieblingsplatz, von dem aus er nach draußen schauen konnte. Hinten in der Wohnung hatte Lieutenant Matéo ihm eine weiche Decke als Schlafplatz hergerichtet, und sein Fressnapf war gefüllt. Zwar nicht immer mit Thunfischpastete, aber ein bisschen Abwechslung war ja nicht schlecht.

Auch Lieutenant Matéo war nicht der Grund seiner schlechten Laune. Obwohl sie selbst gerade eben schlechte Laune bekommen hatte. Jedenfalls war sie ziemlich wütend aus der Wohnung gestürmt, nachdem sie beim Nachbarn gewesen war. Aber sie ließ ihren Ärger nie an ihm aus. Sie respektierte es, wenn er in Ruhe gelassen werden wollte. Und sie fasste ihn nur an, wenn er es mochte. Manchmal legte er sich nachts neben sie, nicht zu nahe, nur so dicht, dass er ihre Wärme spüren konnte. Das tat ihm gut.

Nein, Zadira machte ihm nie schlechte Laune. War es etwa der Hund?

Commissaire Mazan legte den Kopf auf die Pfoten, um über diese wichtige Frage zu meditieren. Dabei ließ er seinen Blick durch die Wohnung schweifen. Viele Möbel besaß seine Menschenfreundin immer noch nicht, ein Bett, ein paar Stühle, einen Tisch. Und ihre Wäsche hing sie immer noch über eine Leine, die quer durch den Raum verlief. Aber eine Katzenklappe hatte sie für ihn in die Tür eingesetzt.

»Damit du kommen und gehen kannst, wann du willst«, hatte sie ihm erklärt und dabei mehrfach den Mechanismus demonstriert. Als ob er nicht wüsste, wie eine Katzenklappe funktionierte. Er hatte sie dann von ihren Bemühungen erlöst, indem er sich einfach durch das blöde Ding zwängte.

Warum bauten die Menschen auch überall Türen ein? In die sie dann hinterher Katzenklappen einsetzen mussten? Menschen waren manchmal ziemlich kompliziert. Was ihn auf verschlungenen Wegen wieder zu der Frage nach dem Hund führte.

Der wohnte nämlich nebenan, bei dem Tierarzt, und hatte natürlich keine Hundeklappe. Kein Wunder, die müsste ja auch so groß sein, dass sie die Tür gleich weglassen konnten. Dafür hatte die Tür des Tierarztes eine Katzenklappe. Was irgendwie merkwürdig war. Die war nämlich für ihn. Damit er Atos jederzeit besuchen konnte. Aber Commissaire Mazan hatte das Gefühl, dass das nicht der einzige Grund war. Da lief nämlich ein ganz komisches Ding zwischen Zadira und dem Tierarzt. Die wollten sich paaren, trauten sich aber nicht. Darum hatte der Tierarzt die Klappe eingebaut. Die war eigentlich irgendwie für Zadira.

Wenn Mazan über dieses unsinnige Verhalten der beiden Menschen nachdachte, wurde ihm immer ganz wirr im Kopf. Was seine schlechte Laune zwar nicht besserte. Aber auch nicht wirklich ihre Ursache war.

Und der Hund? Na ja, Atos nervte zwar meist, aber er war harmlos. Und Mazan hatte ihn auch ganz gut im Griff.

Nein, verdammt, auch der Hund war nicht der Grund für seine schlechte Laune. Es war irgendetwas anderes. Etwas, das ihn zwackte und biss und ihm keine Ruhe ließ.

Er hielt es nicht mehr aus und sprang von der Fensterbank. Prüfend schnupperte er an seinem Futter, es roch

frisch und herb, wie er es mochte. Doch er nahm nur ein Maul voll. Dann zwängte er sich durch die Katzenklappe ins Freie. Es hing noch eine Spur von Zadiras rot pulsierendem Charakter in der Luft, allerdings überlagert vom Geruch von Putzmitteln. Madame Blanche, die Hausbesitzerin, hatte die Außentreppe damit geschrubbt.

Kurz überlegte Mazan, ob er beim Tierarzt reinschauen sollte. Doch von dort nahm er einen fremden Geruch wahr, durchdringend und scharf. Nein, dieser Geruch würde sicher nichts an seiner Laune ändern. Er brauchte etwas anderes, nur was?

Während er die Treppe hinabließ, dachte er an Manon, die Himmelstänzerin und unberechenbare Freundin, mit der er bereits aufregende Abenteuer erlebt hatte. Vielleicht würde es ihm helfen, mit ihr zusammen zu sein. Bei diesem Gedanken stieg ein freudiger Impuls in ihm auf. Ja, das wäre es.

Doch als er gerade überlegte, wo er sie suchen könnte, fiel ihm auf, dass er sie schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatte. War sie etwa krank oder verletzt und er hatte es nicht mitbekommen?

»Hey, Mazan!«

Tin-Tin kam über den Platz auf ihn zugerannt. Der kleine Kerl, einst nicht größer als ein graublaues Eichhörnchen, war tüchtig gewachsen.

»Guck mal!«, rief Tin-Tin, warf sich auf die Seite und lag sofort völlig schlaff da. Die Beine ausgestreckt, die Augen geschlossen, das Maul leicht geöffnet. Sogar die Zungenspitze ließ er raushängen.

»Ganz prima«, sagte Mazan.

»Nicht wahr?« Tin-Tin setzte sich wieder auf. »Louise ist vorhin beinahe darauf reingefallen.«

Mazan hatte sich nichts dabei gedacht, als er dem jungen Kater das Totstellen beigebracht hatte. Schließlich hatte das ihm selbst schon einmal das Leben gerettet. Was er nicht bedacht hatte, war Tin-Tins Begeisterung, mit der er das Spiel betrieb. Ständig lag er »tot« irgendwo rum. Die anderen Katzen fielen nicht mehr drauf rein, und Mazan war sich sicher, dass Louise den Schrecken nur vorge-täuscht hatte, um Tin-Tin eine Freude zu machen. Wer sich aber wirklich einmal erschrocken hatte, war Tin-Tins Menschenfrau, das Dreibein. Die alte Dame mit dem Stock hatte sich furchtbar aufgeregt. Tin-Tin hatte Mazan versprechen müssen, bei ihr – Zadira nannte sie Eloise Roche – diesen Unfug zu unterlassen.

»Die anderen sind alle hinter dem Museum, kommst du mit?«, fragte Tin-Tin.

»Ist Manon auch da?«

»Nein.«

»Hast du sie gesehen?«

Tin-Tin dachte angestrengt nach.

»Bestimmt«, sagte er dann, aber es klang eher unsicher.

Mazan sah ein, dass der Kleine ihm nicht weiterhelfen konnte. Tin-Tin war noch vergesslicher, als die meisten Katzen es ohnehin waren.

»Ich habe noch etwas anderes zu tun«, beantwortete er Tin-Tins Frage und wandte sich ab. Tin-Tin blieb neben ihm.

»Hast du nicht gehört?«

»Doch.« Der Kater machte keine Anstalten, ihn in Ruhe zu lassen. Mazan widerstand dem Impuls, die kleine Nervensäge anzufauchen.

»Weißt du was?«, sagte er stattdessen. »Warum gehst du nicht nach Hause zu Dreibein?«

»Die ist vorhin mit einem Koffer weggegangen.«

»Aha.« Das hieß, dass der Kleine ihm in den nächsten Tagen verstärkt auf die Nerven gehen würde.

»Hör zu. Du solltest jetzt mal zum Museum laufen und nach dem Rechten schauen.«

»Echt?«

»Ja.«

Tin-Tin guckte ihn mit seinen großen runden Augen an.
»Wie geht das?«

Mazan spürte, wie sich das Zwacken und Beißen in seinem Inneren schmerzlich verstärkte.

»Du passt einfach auf«, zwang er sich zu sagen. Und bevor die nächste dumme Frage kam, fügte er hinzu: »Und hinterher erzählst du mir alles. Los, lauf!«

Das verstand Tin-Tin und rannte über den Platz zurück. Erleichtert, ihn endlich los zu sein, schlug Mazan die andere Richtung ein.

»Ah, da ist ja unser Commissaire.«

Mazan schrak zusammen. Er war so in Gedanken versunken gewesen, dass er Oscar nicht bemerkt hatte. Dabei war der dicke, näselnde Kater wirklich nicht zu übersehen. Er lag breit im Eingang eines Gartens.

»Hör mal, Commissaire, ich muss etwas mit dir besprechen ...«

»Jetzt nicht Oscar. Hast du Manon gesehen?«

»Hm, ja, aber das ist schon ein Weilchen her. Sie sah irgendwie schlapp aus.«

Das musst gerade du sagen, wäre es Mazan beinahe herausgerutscht. Aber er verkniff es sich.

»Also, es geht um diesen großen Sabberer«, fuhr Oscar ungerührt fort. »Kannst du dem nicht mal beibringen, dass man friedliche Katzen nicht einfach so ableckt?«

»Versuch es mal mit weglaufen, Oscar.«

»Weglaufen? Warum? Ich bin hier zu Hause und –«

»Ich muss weiter.«

Mazan beeilte sich wegzukommen, bevor Oscar ihm noch länger wegen Atos in den Ohren lag. Wenigstens war bei dem dicken Kater nicht zu befürchten, dass er ihm hinterherkam.

An der nächsten Straßenecke blieb Mazan erst einmal stehen, um zu überlegen. Manon wohnte bei diesem Mann, der immer Musik hörte oder selbst sang. Beides gefiel der ingwerfarbenen Katze nicht besonders. Darum ging sie meist nur zum Fressen nach Hause. Aber wenn sie krank war, konnte es natürlich sein, dass sie sich dorthin zurückgezogen hatte.

Mazan war noch keine zwei Straßen weiter, als ihm Louise mit raschen Schritten entgegenkam. Sie war mit Manon befreundet, bestimmt wusste sie, wo die ingwerfarbene Katze abgeblieben war.

Doch bevor er fragen konnte, sprach die schattenweiße Siam ihn an: »Also Mazan, *mon cher*, du musst unbedingt etwas gegen diesen Verrückten unternehmen.«

»Was? Welcher Verrückte?«

»Dieser fremde Kater, der aussieht wie ein Flickenteppich. Du musst ihm ...«

»Louise«, unterbrach Mazan sie, »ich habe nicht die leiseste Ahnung, von wem du redest.«

Louise reckte ihren schönen, schlanken Hals in eine arrogante Pose, die typisch für sie war.

»*Mon cher Commissaire*, deine Fähigkeiten scheinen nachgelassen zu haben. Dir ist wohl entgangen, dass wir einen neuen Kater in der Stadt haben. Offenbar wurde er von seinen Besitzern ausgesetzt. Was gedenkst du, in dieser Sache zu unternehmen?«

Wieso er? Was wollten sie nur alle von ihm?

»Nichts. Soll Rocky sich darum kümmern. Er kann ihn ja verprügeln.«

»Ich verstehe.« Louise rümpfte ihr feines Näschen. »Ich kann also nicht mit deiner Hilfe rechnen.«

»Wieso brauchst du denn Hilfe?«

»Weil diese Kreatur mich verfolgt.«

»Warum?«

»Was weiß ich? Und ich möchte es mir auch gar nicht vorstellen. Aber irgendjemand muss dem Einhalt gebieten.«

»Louise, hast du –«

»Aber du scheinst dazu ja nicht in der Lage zu sein.«

Sie wandte beleidigt den edlen Siamkopf ab.

»Hast du Manon gesehen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

Mazans Ärger verdichtete sich. Wenn Louise beleidigt war, konnte sie wirklich unerträglich sein.

»Louise, ich mache mir Sorgen um sie.«

»Ach ja«, giftete sie ihn an und richtete den Blick ihrer blauen Eisaugen wieder auf ihn. »Das hätte dir früher einfallen sollen.«

Mazan hatte keine Ahnung, wovon zum Teufel sie redete.

»Sag mir doch einfach, wo sie ist.«

Louise wandte sich ab und stolzierte davon.

»Das wirst du sicher selbst herausfinden können«, ließ sie ihn noch wissen und fügte sarkastisch hinzu: »*Mon Commissaire!*«

Mazan starrte ihr hinterher, selbst als sie schon um die nächste Ecke verschwunden war. Mit einem Mal war er es so unendlich leid. Die Katzen, die Menschen mit ihren Türen und Katzenklappen, die ganze verdammte Stadt.

Er lief weiter, aber nicht mehr zum Haus des Sängers, sondern hinunter zu dem großen gelben Haus, das direkt an der Stadtmauer lag. Zum Château!

Er umging die Vorderseite und nahm die Straße, die ihn zum hinteren Teil des Grundstücks führte. Mit ein paar geübten Sätzen war er auf der Mauer, die den parkähnlichen Garten des Hotels umgab. Er balancierte auf den brüchigen Steinen entlang, bis er zu der Stelle kam, von der aus er weit ins Land schauen konnte.

Es hatte sich verändert, seit er hierhergekommen war. Es hatte mehr Farben, war reif und nahrhaft geworden. Ein Windstoß wehte ihn an, warm und würzig. Er brachte den Duft von wilden Wiesen und klaren Quellen. Mazan glaubte Mäuse, Eidechsen und Frösche zu wittern, und mit einem Mal packte ihn eine grenzenlose Sehnsucht nach der Welt dort draußen.

Und da begriff er, was ihn die ganze Zeit gequält hatte: Es war die Welt der weichen Decken und der immer vorhandenen Nahrung. Es war das Behütetsein durch freundliche Menschen, das seine Wachsamkeit einschläferte. Und es war die Vertrautheit mit den anderen Katzen, deren kleinliche Probleme ihn von der reinen Bewusstheit seiner Instinktnatur ablenkten.

Natürlich wusste Mazan, dass er dort draußen gelitten hatte. Er hatte den Hunger, die Kälte, die Einsamkeit, den harten Boden unter harschem Gestrüpp nicht vergessen.

Aber erst jetzt, da er die tödliche Schläfrigkeit eines gesättigten Lebens kennengelernt hatte, verstand er, dass das Leben dort draußen seiner wahren Natur entsprach. Dass er dorthin gehörte, auch um den Preis, den Gefahren dieser Freiheit zu erliegen.

Er blinzelte und begriff, dass er eine Entscheidung treffen musste. Er schaute zurück Richtung Stadt, spürte den Sog ihres Schutzes. Die Ruhe. Dann wieder witterte er in das Land, das voller unbekannter Verheißungen vor ihm lag.

Würde es nicht mit jedem Tag, den er zögerte, schwieriger werden, den Weg hinaus zu finden? Herrje, war er am Ende vielleicht schon zu verweichlicht?

Wieder wehte ihn ein Windstoß an, als wollte er den schwarzen Kater locken.

Mazan war schon drauf und dran, mit einem Satz von der weißen Mauer herunterzuspringen, als er ein Geräusch hinter sich vernahm. Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, wer ihn gefunden hatte.

Rocky, der rotbraune Revierchef der Stadt, setzte sich neben ihn. Ohne ein Wort zu sagen, schauten sie beide zu, wie die Sonne über dem satten Land höher stieg. Die Gegenwart des kräftigen Freundes ließ Mazan ruhiger werden.

Schließlich wandte sich Rocky an ihn: »Wir haben ein Problem.«

»Hm, ich weiß. Ein neuer Kater in der Stadt. Hast du ihm schon klargemacht, wer hier der Chef ist?«

»Nee, ging nicht.«

»Wieso nicht?«

Rocky gehörte zu den wenigen Katzen, die grinsen konnten.

»Er hat mich plattgequatscht«, feixte er.

Mazan starrte den Wildkatzenmischling verdutzt an.

»Eine furchtbare Nervensäge«, erzählte Rocky. »Italiener. Quasselt an einem Stück. Wahrscheinlich haben seine Leute ihn deswegen ausgesetzt. Aber das meinte ich nicht, als ich von einem Problem sprach.«

»Was dann?«, fragte Mazan ungeduldig.

»Wir müssen etwas unternehmen«, erklärte Rocky ernst.

»Es geht um Manon, sie ist verschwunden.«

Eine eisige Klammer schloss sich um Mazans Brust.